

*Kalevala. Das Finnische Epos des Elias Lönnrot. München: Carl Hanser Verlag. 1967.*

*Bd. I: Übertragung aus dem finnischen Urtext von Lore Fromm und Hans Fromm. Mit Nachwort. 396 S., 2 Karten. Preis: DM 46.—.*

*Bd. II: Kommentar mit forschungsgeschichtlichem Abriß und Register. 352 S. Preis: DM 83.—.*

Die mächtige Welle romantischer Begeisterung für das Volkstümliche, die von den Schriften Herders ausgelöst wurde, erreichte schon bald nach den napoleonischen Kriegen das eben unter russischer Herrschaft mit Karelien vereinte Finnland. Allenthalben sammelte man die von den Sängern getragenen Volksüberlieferungen, wobei sich bald das von protestantischer Strenge verschont gebliebene Karelisch als ungleich reicherer Boden erwies.

Vermutlich hätten aber die Texte mit ihren Widersprüchen und in ihrer Vielschichtigkeit den Ansprüchen eines Bildungsbürgertums nicht genügt. Deshalb unternahm es der Arzt Elias Lönnrot, sie zu einem Epos zusammenzustellen und dabei Lücken und Brüche durch eigene Dichtung zu überdecken. Er meinte damit nur eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen wie Homer. Tatsächlich legte er eine erstaunliche Einfühlungsleistung an den Tag.

Sein Werk, das Epos „Kalevala“, hat in seiner endgültigen Fassung nicht nur Weltberühmtheit erlangt, es ist von großer politischer Bedeutung. Auch heute noch wirkt es für die finnische Nation integrierend. Die Rückwirkungen auf Zentraleuropa waren beträchtlich. Schon 1852 erschien eine deutsche Übersetzung aus der Feder des in Petersburg wirkenden Anton Schiefner. 1914 wurde sie von Martin Buber überarbeitet — wobei wir uns erinnern wollen, daß dessen Begeisterung für die Dichtung der Chassidim letzten Endes

auch auf Herder zurückgeht. Diese literarisch anspruchsvolle Übersetzung erfolgte in einer Zeit, in der der Jugendstil mit seiner Liebe zum Archaischen in Finnland selbst neue Formen der Auseinandersetzung mit dem Stoff — in Gemälde und Ballade — auslöste. 1943 erschien dann, gewissermaßen als „Arisierung“ des Buberschen Werks, eine weitere deutsche Ausgabe, wohl auch als Symbol der Waffenbrüderschaft gedacht.

Die hier vorliegende Übersetzung scheint also die erste zu sein, die nicht durch eine Zeitströmung ausgelöst wurde. (Die augenblicklich grassierende Jugendstilbegeisterung verzichtet betont auf eine Wiederaufnahme des heroischen Elements.) Sie ist also auf sich gestellt und muß durch Qualität überzeugen. Wie 1852 greift man auf den finnischen Text zurück. Der philosophische und historische Kommentar hat inzwischen an Umfang und Genauigkeit gewonnen. Ein ganzes Jahrhundert fleißiger Forschung wird rekapituliert.

Hans Fromm und seine Mitarbeiterin Lore Fromm erreichen das Ziel, das sie sich gesteckt hatten: die sprachliche Form, des romantischen Beiwerks entkleidet, befriedigt auch anspruchsvolle Leser. Die Kommentare, ergänzt durch Einführung und Nachwort, zeigen gerade die spätere Geschichte der Texte, die vielen Querverbindungen der Motive treten deutlich hervor.

Nur wenige Aspekte bleiben unberücksichtigt. So wäre es interessant gewesen, die Bedeutung des Werks für die Karelische Autonome Sowjetrepublik nach dem zweiten Weltkrieg hervorzuheben. Mit der Grenzziehung von 1940 kam ein Großteil der „Liedsang“-Gebiete unter sowjetische Herrschaft. Obwohl die Bevölkerung zum überwiegenden Teil nach Finnland ausgesiedelt worden war, begann man, den „Kalevala“ als eine Schöpfung der in der Sowjetunion vereinigten Völker zu feiern. So wurde 1949 das hundertjährige Jubiläum der ersten umfassenden Ausgabe in mehreren Städten der Sowjetunion festlich begangen. Nicht zufällig wurde bei der Hauptfeier eine Botschaft Stalins verlesen. (In ähnlicher Form und mit gleichem „Recht“ hat man inzwischen in der Sowjetunion fast alle Größen der persischen Literatur für die Sowjet-Tadschiken in Anspruch genommen.) Zunächst ging mit dieser Usurpation der Versuch Hand in Hand, den „Kalevala“ in marxistischem Sinn auszudeuten. Dieses Bestreben hat inzwischen einer nüchternen Betrachtung Platz

gemacht. Manches, was man dabei erarbeitet hat, hätte für den vorliegenden Kommentar von Bedeutung sein können. E. M. Meletinskij (Sovetskaja Etnografija 4/1960, S. 64—79) betont, Väinämöinen sei primär als Kulturheros aufzufassen. Er gehöre in eine archaische Kulturschicht, in der Fischfang und Jagd die wichtigsten Beschäftigungen des Mannes bildeten. Die jugendlichen Heroen, deren Minnefahrten viele Gesänge füllen, gehören einer späteren Phase an.

Meletinskij betont ferner, daß in den Texten keine Hinweise auf die institutionalisierte und dramatisierte Trance vorkommen, also auf das Kernphänomen des Schamanismus. Die Ausführungen über den Schamanismus, die Fromm vor allem in die Kommentare zum 3. und 17. Gesang eingearbeitet hat, führen somit den Leser auf eine falsche Fährte. Wichtig und interessant ist vielmehr, daß sich die Zauberpraktiken, die man konkret beschrieben findet, von jenen des Schamanismus deutlich unterscheiden. Die Zusammenarbeit mit dem Ethnologen Dr. Laszlo Vajda, die im Vorwort betont wird, scheint hier eher problematische Früchte getragen zu haben. Dennoch bedeutet sie das Betreten eines Weges, der in Zukunft nicht mehr verlassen werden sollte.

Noch einmal sei betont, daß dieses vom Verlag sehr gut ausgestattete Werk einerseits eine spannende Lektüre darstellt, andererseits aber durch seine Kommentare ein erstklassiges wissenschaftliches Hilfsmittel bietet.

Für den Kenner der europäischen Folklore öffnet es den Blick in die Weiten Asiens, es leitet über, nicht nur zu den Bylinen Rußlands, sondern auch zu den Nartensagen Kasiens und dem Erzählgut der Ob-Ugrier.

Dem Ethnologen ruft es die Tatsache ins Bewußtsein, daß die europäische Volkskunde nur durch eine Phase der Wissenschaftsgeschichte eigene Wege gegangen ist. Gemeinsam bleibt die Freude am Inhalt, am farbenprächtigen Bild. Sie darf auch heute nicht einer Modeströmung geopfert werden, die nur abstrakte Spekulation als wissenschaftlich gelten lassen will.

K. Jettmar